

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Wilhelm Leevend

Eine moralische Geschichte aus der wütklichen Welt zur Beförderung der
Menschenkunde

Müller, Johann Gottwerth

Hamburg, [1800?]

Zwölfter Brief. Jacobine Veldenaar an Christine Helder.

urn:nbn:de:gbv:45:1-8430

ich seinem bösen Kopfe wohl folgen müssen; was geht das mich an!

U. L e e w e n b.

Z w ö l f t e r B r i e f.

Jacobine Weldenaar an Christine
Helder.

Er ist fort, der edelmüthigste aller Männer! Ach! was war dies für ein trüber Tag für mich! mein Herz verlangt nach Ihnen. . . Alles muß ich Ihnen melden; an meine theure Freundin muß ich schreiben. Ach! wenn Sie allein wären, ich eilte zu Ihnen, um in Ihre Arme zu sinken. Mein ganzes Herz würde ich an Ihrer zarten Brust einmal ausweinen! Es kann nicht seyn!

Ich habe mich auf mein Zimmer gerettet, um an Sie zu schreiben. Ich schloß die Thür

zu; saß einige Minuten unbeweglich neben meiner Toilette; nichts dachte ich deutlich. Alles war mir so schwer, so drückend — ich athmete mit so vieler Müh. Endlich ermannte ich mich; meine so lange verhaltenen Thränen flossen. Jetzt sollen Sie nun alles umständlich erfahren. Dies wird mir Trost geben: ach! ich schreibe ja an meine Freundin.

Sie kennen meinen theuren Sytsama. Sie sowohl, als Ihre Aeltern glauben, daß Ihre Freundin verdiene. . . . Aber, kann ich denn nicht anfangen? Ich will es unternehmen.

Sie kennen, meine Theure, den Bewegungsgrund, warum ich sein Ansuchen abwies. Sie wissen es auch, daß meine Aeltern mir freien Willen ließen; daß sie gegen den Herrn von Sytsama als ihren künftigen Schwiegersohn nichts hatten; aber daß ich auch bey meinem einmal gefaßten Entschlusse geblieben bin. Er selbst hat Ihnen dies alles, auch unser Gespräch darüber mitgetheilt.

Gestern war er schon frühzeitig hier; wir

nöthigten ihn zum Frühstück ins Gartenzimmer. Die Kinder waren nicht bey uns. Alles war still. Die Sonne schien recht heiß. Die Natur prangte mit ihren reizendsten Schönheiten.

Dies war der letzte Tag seines Hierseyns. Er saß zwischen meiner Mutter und mir. Es wurde wenig gesprochen. Jeder schien ganz in sich selbst versenkt zu seyn. Mein Vater unterbrach das Stillschweigen und fragte: Herr Obrist, um welche Zeit werden Sie morgen abreisen?

Obrist. Mit dem anbrechenden Tage.

Vater. Wie werden Sie Ihre Reise nehmen?

Obrist. Ueber Amsterdam. Mein Bediente ist schon voraus; ich bin gesonnen, die ganze Reise zu Pferde zu machen. Wenn Sie's erlauben, so bringe ich diesen Tag in Ihrem Hause zu. (Meine Mutter war gerührt und er küßte ihre Hand.)

Vater. Unendlich bin ich Ihnen für die uns erzeigte Ehre verbunden, Herr Obrist. Sie sind so gütig! Weder meine Frau noch ich, sind Ihrem Vornehmen im mindesten hinderlich gewesen.

Obrist. Wenn mich etwas trösten kann, so wird es auch das Bewußtseyn seyn, daß Sie mich — aber — (Er stand auf und ging mit abgewandtem Gesicht nach der Gartenthür hin; er stockte in seiner Rede noch einigemal.)

Mutter. Es schmerzt mich, daß meine Tochter, auf Ihre Unkosten, so musterhaft handeln muß. (Ich umarmte meine Mutter und bat sie, nicht weiter diese Saite zu berühren.)

Ich. Ich thue nichts, als meine Pflicht und sollte mir wohl etwas zu schwer werden, wenn ich meinen theuersten Aeltern es beweisen kann, wie dankbar ich für das Gute bin, das sie mir erwiesen?

Vater. (Er reichte mir seine Hand; ich küßte sie; Thränen entrollten meinen zur Erde

gesenkten Augen.) Das hast du stets bewiesen, mein Kind. (Der Obrist war aufmerkamer Zeuge dieser Scene und, wie aus einem Schlummer erwachend, sagte er:)

Obrist. Glückliche Kelter! Und ich sollte dies Glück stöhren? Ihnen solch einen Schatz rauben? Nein! nein! . . . Alle meine Aussichten sind so trübe, allein ich werde auf eine Art unglücklich zu seyn wissen, die mir Ihre Achtung gewinnen wird. Es muß so seyn. . . . (Er setzte sich wieder nieder.) Ich glaube, daß ich nicht erst nöthig habe, zu sagen, wie sehr mich die Güte, ein Theilnehmer Ihrer häuslichen Freuden seyn zu dürfen, rührt. Sie, edle Frau, kennen mein Herz; es ist ohne alle Kunst, aber erkenntlich. Ich bin stolz auf Ihre allseitige Achtung. Jacobine, so oft sie an Sytsama denken, stellen Sie sich ihn als einen Mann vor, der den Plan, um je wieder glücklich zu werden, aufgegeben hat.

Vater. Die Zeit und Vernunft werden viel wirken, mein Freund. Das Schmerzhaftes ihrer getäuschten Erwartungen fühle ich ganz in

Ihrer Seele. Ich liebte meine Frau, wie Sie, o! ich darf es sagen, meine Tochter lieben. — Meine Tochter hat ihren freien Willen und wohl betrachtet, glaube ich nicht, daß sie verpflichtet ist, der Dankbarkeit gegen die Aeltern alles aufzuopfern. (Eben diese Sprache führte auch meine Mutter.)

Ich. Ich habe meinen Entschluß reiflich überlegt, mehr sage ich nicht; den Erfolg desselben sehe ich als eine unvermeidliche Pflicht an. (Meine Mutter küßte mich; Sie kennen ihr einnehmendes Lächeln.

Als das Frühstück vorbey war, ging ich mit Systsama in das kleine Wäldchen spazieren. Ich glaubte noch manches mit ihm zu reden zu haben und dies hier ist auch seine Lieblingspromenade. Schweigend gingen wir Arm an Arm die Lindenallee hinauf. Er hatte seinen Huth niedergeschlagen; dies warf einen malerischen Schatten auf sein von Traurigkeit verschönertes Gesicht.

Ich. Sie sind betrübt? (Ich blickte ihn

an und drückte mit Innigkeit seine Hand.) O mein Freund, so müssen wir nicht von einander scheiden. Sie erklären ja die Beweggründe meiner Handlungsweise selbst für gut. Werther Sytsama. . . .

Obriſt. Nicht betrübt ſeyn, liebe Jacobine und Sie verlieren? . . .

Ich. Glauben Sie, daß ich mich ſo leicht von Ihnen trenne? Wäre dieß der Fall, dann wäre ich Ihrer Achtung nicht würdig! Ach! wie ſchwer wird es mir! . . . Von allen Männern würde ich mit Ihnen am glücklichſten ſeyn können; — aber nicht auf Unkoſten meiner Pflicht.

Obriſt. Haben Sie mich denn wirklich lieb, meine Jacobine.

Ich. Ja, wahrlich! Nichts als meine Pflicht hält mich zurück, mein Schickſal an das Ihre zu ketten. Zweifelſn Sie daran?

Obriſt. Das eben nicht. Sie behandeln mich mit Auszeichnung; dieſe Verſicherung iſt

mir so theuer: o! wiederholen Sie sie mir nochmals: lieben Sie mich wirklich?

Ich. Ja wirklich.

Hrist. Und von Herzen?

Ich. Von ganzem Herzen und ich bin stolz darauf.

Hrist. Können Sie sich zu der Höhe erheben, von der ich Sie mit Ehrfurcht betrachtete?

Ich. Sytsama, haben Sie Muth?

Hrist. Jedermann, der mich kennt, traut mir ihn zu.

Ich. Und Sie wundern sich, daß ich das für meine Aeltern thun kann, was Sie für Ihr Vaterland thun? (Er war besiegt, setzte sich auf eine Bank, verbarg sein erschüttertes Gesicht an meinem Busen. Er hielt mich umarmt und sprach kein Wort. So theuer war er mir nie; mein Herz klopfte stark. Ich ließ ihn

wieder zu sich selbst kommen.) Wenn mich nicht eine reiflich überdachte Pflicht so handeln ließe, wie ich in Hinsicht Ihrer handele, was könnte mich sonst dazu bewegen? (Er schwieg.) Denken Sie denn, daß ich auch nur das kleinste Verdienst darin sehe, gleichgültig gegen einen braven, in unsern Augen so liebenswürdigen Mann zu seyn? Der überdies in unserm Glücke sein eigenes sucht?

Christ. Lieben Sie mich wirklich? Schlägt Ihr Herz für mich und soll ich mich von Ihnen trennen? . . . Soll ich so viele Tugenden nie mein nennen? . . . (Diese abgebrochene Reden gefielen mir keineswegs, sie erhitzten nur die Phantasie.)

Ich. Wollen wir nicht weiter gehn? (Ich stand auf.)

Christ. O! lassen Sie mich. . . (Er blickte mich zärtlich an und in seinem Auge glänzte eine Thräne. Sein Gesicht glühte.) Wissen Sie wohl, Theure, daß dies das lehtemal ist, wo ich Sie an mein Herz drücke? Bleiben, ach!

bleiben Sie, meine Jacobine, nur noch einige Augenblicke hier! (Ich setzte mich nieder und seufzte.) Ach! der Abschied von Ihnen wird mir so schwer, da ich nicht hoffen darf, Sie wieder zu sehn. (Sein Herz gab mir die zärtlichsten Mahnen.)

Ich. Gytzama, seyn Sie Mann. Glauben Sie, daß dieser Abschied mich nicht schmerzt? Auch wenn Sie mir nicht die ganze Liebe, das ungetheilte Zartgefühl beweisen, was Sie für mich empfinden? (Ich küßte ihn auf die Stirn.)

Obrist. Alles, alles, was Sie sagen, ist Ihrer würdig! Warum peinigt mich das von Ihnen, was mich zugleich auch entzückt? Können Sie nicht die Meine werden?

Ich. Würde ich Sie betrüben, wenn dies seyn könnte? (Er hatte einen kostbaren Ring und steckte mir diesen an den Finger.)

Obrist. Der Ring hat einen sehr großen Werth für mich; er ist von meiner Mutter; tragen Sie ihn zu meinem Andenken. Ver-

sprechen Sie mir das? O! geben Sie mir auch etwas, es wird mir darum so theuer seyn, weil Sie es getragen haben.

Ich. Was verlangen Sie von mir, mein Freund?

Obrist. Diese seidene Schleife, die jetzt an Ihrem Busen ruht. (Ich gab sie ihm, er verberg sie, ohne sie vorher aufgeknüpft zu haben, in der geheimsten Abtheilung seines Taschensbuchs und mir dankte er mit dem Kuß der Liebe.)

Ich. Zweifeln Sie nie an meiner Zuneigung. Mein Gemahl können Sie nicht werden; bleiben Sie also mein Freund: wollen Sie das?

Obrist. (Todenblässe überließ sein Gesicht; es schmerzte mich, ihn so schwach zu sehn.) Ob ich das will? . . . Jacobine, kennen Sie mein Herz nicht? . . . Und Sie zweifeln? . . .

Ich. Keinen Augenblick; aber die Ver-

sicherung klingt mir auch so süß, daß ich die Wiederholung derselben wünsche.

Dbrist. Unveränderlich werde ich derselbe bleiben. Werden Sie auch wohl an mich schreiben, meine Theuerste?

Ich. O! ganz gewiß! Sie sollen es sehn! Alles, was ich kann, werde ich thun, doch nichts, wodurch ich meine Pflicht verlese.

Dbrist. Sie wollen also an mich schreiben? (Er war darüber entzückt und mein liebevolles, ernstliches Zureden, machte ihn so ruhig; daß er mit ziemlicher Fassung weiter ging; jedoch setzte er sich mit mir in allen Lauben nieder.)

Den übrigen Theil des Tags waren wir oft allein: ich sah wohl ein, daß dies den Abschied nur schmerzhafter machen würde, aber wie sollte ichs vermeiden?

Es war so sehr der Wunsch meines Herzens! Ich glaubte alles thun zu müssen, um ihn von meiner Liebe zu versichern, da diese Versicherung

doch Alles war, was ich ihm gewähren konnte. Des Mittags bey Tische erheiterte uns die Gegenwart der lieben Kinder; aber bey der Abendmahlzeit waren wir auch desto trauriger. Als meine Augen den seinigen begegneten, sprach ein Trübfinn aus seinen Blicken, der mich niederschlug. Der Abschied, den er von den Kindern nahm, entzückte mich. Die Scheidungsfunde schlug. Schweigend stand er auf und umarmte meinen Vater und meine Mutter. Meine Aeltern ließen nur einzelne Worte fallen. Mit vielsagender Miene drückten sie ihm die Hand. Der Abschied von mir, war für ihn niederschlagend; er schluchzte. . . Er versuchte es mehreremal, sich zu entfernen, aber immer kehrte er wieder zurück und umarmte mich mit größerer Bärtlichkeit. Fast entfiel mir das Herz. Ich war so sehr erschüttert. Ach! einen Hylfama so gerührt zu sehn; solch einen edelherzigen, großen Mann! . . . Endlich riß er sich los; es war, als ob er mit jedem Fuß einen noch zärtlichern Nahmen ausseufzte. Mit Heftigkeit ergriff er seinen Hut, nahm seinen Degen unter den Arm und ging so schnell fort, daß mein Vater, als er das Gitterthor erreicht

hatte, ihn schon auf dem Wege sah. Wir saßen vielleicht noch eine Stunde bey einander und --- sprachen wenig. Als ich nach meinem Zimmer gehn wollte, umarmten mich meine Aeltern und bewiesen mir ihre ganze Liebe und Wohlmeinung.

Nun wissen Sie Alles, was ich Ihnen mitzutheilen wünsche. Vor Ihnen halte ich keine Schwachheit meines Herzens geheim. Ich liebe Sytsama, er verdient es und überdies braucht sich eine Freundin eines solchen Geständnisses auch nicht zu schämen, wenn sie es der Vertrauten ihres Herzens mittheilt. Ich bin betrübt, auch über den werthen, liebenswürdigen Mann! Was wird ihn aufrichten? Ich bleibe bey meinen vielgeliebten Aeltern. Bisweilen fließt eine stille Thräne über meine Augen, aber trostlos bin ich nicht. Wäre die Vollendung einer heiligen Pflicht mir sauer geworden, hätte sie dann Werth? Ich werde meine Feder bis Morgen niederlegen; denn ich muß noch einiges von dem Inhalte Ihres Briefs durchaus beantworten; vielleicht schreibe ich noch heute Abend, eh ich zu Bette geh.

* * *

Es wollte nicht gelingen; durch einen ruhigen Schlaf erquickt und ungestört, werde ich nun meinen Brief schließen. Durch Sytsama haben wir erfahren, daß Leevend einen Besuch bey Heinrich abgelegt hat: er gab uns den Brief nicht: das ist befremdend. Wir konnten jedoch nicht darnach fragen. Doch glaube ich, daß ihn meine Mutter gelesen hat; ich vermüthe es daher, weil einiges gesprochen wurde, was Ihre Person betraf. Wie Sie wissen, halte ich sehr viel von Leevend. Ob ich gleich glaube, daß er die Roulin ernstlich liebt, so kann ihm dies in meinen Augen weiter nicht nachtheilig seyn, auch bey keinem Menschen, welcher weiß, daß Pottchen so tugendhaft als liebenswürdig und mit ihm von gleichem Stande ist. Es verdriest mich, daß man über die beyden Leute so lieblos urtheilt.

Die Uneinigkeit zwischen ihm und Ihrem Bruder ist mir ein unbegreifliches Räthsel. Die Alles aufklärende Zeit wird uns auch dieses aufhellen. Ich kann mir's gar nicht einbilden, daß die Liebe zur Mamsell Roulin die Ursache davon seyn könnte. Ihr Bruder ist gutherzig, etwas

gebietrich und behauptet so gern seinen Rang; doch sollte er diese Schwäche gegen seinen Freund verbergen, da er weiß, daß dieser der Freund der Roulin ist. Stets

die Ihrige

E. Weldenaar,

Dreizehnter Brief.

**Wilhelm Leevend an Lottchen
Roulin.**

Ich trage ein so starkes Verlangen, Sie zu sehn, Sie mit meinen eigenen Augen zu sehn, um zu wissen, wie meine Freundin sich befindet, wie die Arznei wirkt; wie Ihr Athemholen, Ihre Euplust beschaffen ist, wie's mit Ihrem Schlafe, Ihrer Seelenstimmung steht, daß ich eile, um zurückzukommen. Etwa in vier Tagen bin ich in Leiden. O! möchte meine Gegen-